

Straße prahlen mit roten Früchten. Das Land hat die Sommersonne verbrannt, gelb und fahl und vertrocknet hängt es träge neben den glühenden Beeren, liegt es im silbrigen Straßenstaube. Wenige Wochen noch. — und der Herbstwind wird mit ihnen seinen bunten Tanz aufführen, wird singend und pfeifend durch die Alleen jagen und sie ihres Schmuckes berauben. Doch jetzt zittert noch die Hitze in seidener Hülle und ein feiner, dumpfer Ton singt in der Luft. Der Sommer ist auf seiner Höhe, er schwingt seine schwere Fahne, streut verschwenderisch seine Gaben aus.

Wessel. Die wenigen Häuser, die zum Dorfe gehören, halten Mittagsruhe. Kein Mensch ist zu sehen. Alles schläft. Die Hunde liegen langgestreckt auf steinernen Stufen oder im heißen Sand und blinzeln kaum einmal zu uns herüber. Aus den kleinen Bauerngärten hängen die Malven ihre Farbenbänder, strömt der heimlich süße Duft von welkenden Rosen.

Nach einer halben Stunde Wanderns sind wir im Heidewald. Wir stolpern über knorrige Wurzeln — und unsere Füße versinken im feinen, weißen Heidesand. Der Weg löst sich auf in eine von Heidekraut und Gräsern durchsetzte Sandfläche. Hinter Knieholz und Birkenbüschen recken vereinzelt Kiefern ihre hohen schwarzen Wipfel in den stahlblauen Mittagshimmel. Insekten brummen und summen und gaukeln über der blühenden Heide. Einsam zieht ein Stöber hoch oben seine weiten Kreise.

Hinter Büschen und hohen Gräsern versteckt liegt der Wochus-Teich. Weiße Teichrosen schwimmen langsam auf seiner dunklen Fläche. Hier in dieser einsamen Gegend sind sie geschützt vor den gierigen Händen der Menschen, hier dürfen sie unbekümmert ihre volle Schönheit entfalten und den dunklen Teich einen Sommer lang zum Geburtstagstisch gestalten.

Einen Sommertag an einem Teiche liegen, einen Sommertag an einem Teiche inmitten stillen Waldes verträumen, was kann es wohl Schöneres geben! Es ist, als ob der Anblick schon allein reinigend wirke. Die Stille streift die Lautheit und die Not einer Arbeitswoche ab; man darf sich selbst gehören, braucht nicht für andere da zu sein. Die große Ruhe der Natur wirkt tröstend auf uns ein und lehrt uns die Weisheit eines Matthias Claudius: „Es gibt was Bessers in der Welt als all ihr Schmerz und Lust.“

Unweit des Teiches kündigt ein großer Stein, daß wir die sächsische Landesgrenze überschritten haben und uns auf preussischem Gebiet befinden. Doch, was haben Grenzen hier zu bedeuten?

An der weißen Landstraße, die durch das Wendenland eilt, liegt am Ausgang gerberge bei Gera, welcher um Mitternacht Herrenst. Sein hohes, rotes Ziegeldach leuchtet über die breiten Linden und die mauerartig verschnittenen Hecken in den heißen Sommertag. Sie führen ein traumverlorenes Dasein, diese alten Sitze und Schlösser in dieser abgeschiedenen Gegend, weit weg von allem Lärm und Streit.

Südlich von Weiszig, dem Nachbardorfe, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe an

der Waldstraße ein Obelisk. Dem Gedenken der Schlacht von Königswartha am 19. Mai 1813, dem Vorabend der großen Schlacht bei Bautzen, ist er errichtet, in der das russische Korps des Generals Barclay gemeinsam mit dem preussischen Korps des Generals York dem Korps des französischen Generals Lauriston gegenüberstanden.

Auf einer silberweißen Heidestraße, zu beiden Seiten von hohen Kiefernwäldern begrenzt, wandern wir nach Königswartha. Hinter den rotbraunen Stämmen blitzen Teiche auf mit Schilfgräsern und saftigen Dämmen. Einer reiht sich an den andern. Sie lassen wieder Abgeschlossenheit und Verschwiegenheit ahnen, locken wieder zum Verweilen und Träumen.

Der Heidewald läuft bis an den Marktflecken Königswartha heran. Ueber lange Häuserzeilen und verstreut liegende Bauernwirtschaften schaut die Kirche. Bis zu der 1429 im Hussitenkriege erfolgten Zerstörung gehörte Königswartha mit zu den führenden Städten der Lausitz.

Ueber die Entstehung des von Teichen, Heide und Wald eingeschlossenen Ortes ist nichts Sicheres bekannt. Samuel Großer schreibt in seinem 1714 erschienenen Buche „Lausitzer Merkwürdigkeiten“ über „Königs-Warte“ folgendes Interessantes*

„Königs-Warte ist ein Markt-Flecken in Oberlausitz, 2 Meilen Weges von Budissin, und eben so weit von Hoyerswerda. Die Liebhaber der Antiquitäten schreiben dessen ersten Ursprung gleichfalls Kayser Caroli M. Sohne, Caroli Juniori zu, und meinen, dieser Ort sey in dem IX. Seculo ein gar großer und auch nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, fester Ort gewesen. Andere aber geben vor: der Ursprung dieses Ortes sey nicht so alt; sondern Kayser Heinrichs Auceps habe, bei seinen wider die Wenden vorgenommenen Feld-Zügen, nur an diesem Orte eine Warte oder festen Thurm ausgebauet, damit vom selbigen dießonst oftmal in Meissen einzubrechen gewohnten Wenden observiret, und desto bequemer abgehalten werden möchten. Hierauß hätten andere, sich feindliche Anfälle besorgende Einwohner des Landes gleichfalls ihr Refugium dahingenommen, und sich Wohnungen gebaut: daraus denn folgend eine Stadt entstanden, aber bey den Kriegerischen Zeiten wiederum in solchen Abgang kommen, daß man jetzt nichts, als diesen überbliebenen Marktflecken von ihr sähe.“

Ueber die Betätigung der Bewohner schreibt Samuel Großer weiter:

„... sonst nähren sich die Einwohner außer dem Ackerbau, Viehzucht und Handwerken auch guten Theils von Brandtwein-Brennen, sintemal der dieses Orts gebrannte Brandt-Wein gar sehr geliebet und vertragen wird.“

Am Ausgang des Ortes versteckt sich hinter einer hohen Parkmauer und alten Bäumen das Schloß von Königswartha. Seine weiße Fassade leuchtet zuweilen zwischen den breiten Stämmen der Eichen und Linden und Buchen hervor und läßt ein Stück Schönheit und Reichthum ahnen.

Im Bahnwagen sitzt uns eine Wandin im schmucken Sonntagsstaat gegenüber. Sie erklärt zwei aus dem Spreewald kommenden jungen Mädchen aus Norddeutschland ihre Tracht; zeigt ihnen die Spitzen und Stickereien am Kleide und Kopfsputz und sagt ihnen, wie sie die Frauen tragen und wie die jungen Mädchen. Und sie erzählt ihnen von Festen und Sitten ihres Volkes, daß die Augen der beiden Reiselustigen immer größer werden vor lauter Freude. „Und so etwas gibt es wirklich heute noch in Deutschland?“ fragt die eine. Ja, Gott sei Dank! So etwas gibt es noch! und wir wollen froh und dankbar sein, daß noch Menschen die Sitten und Bräuche ihrer Vorfahren hochhalten und weiter pflegen.

Reichwig! Mein Blick schweift hinüber zum Park und zu den Schlössern und Pavillons, die hinter ihm ruhen; die nicht erwarten können, bis die Nacht kommt, in der sie ungestört von alten Zeiten, vergangenen Tagen plaudern können, von Tagen und Nächten, in denen es „hoch herging“ in ihren Bezirken. Wo reisende Kombianten mit ihren Künsten aufwarteten, wo helle Geigen in sommerlicheren Nächten sangen und verhaltenes Richern und Schwachen schöner Frauen hinter verschwiegenen Tarushecken erklang.

Und ein Herbsttag steigt in der Erinnerung auf: an dem die hohen Eichen und Linden in flüssigem Golde standen und der Wein an den geschmückten Häusern wie helle Feuer lohte. Es gibt so viel Schönheit in der Welt, — und, man braucht nicht erst weit zu fahren, um sie zu erleben, wahrzunehmen, — die Heimat birgt oft das Schönste! Nur wir wissen es zuweilen nicht!

Der Tag geht still zu Ende. Eine Fülle von Licht wirft die scheidende Sonne auf Bautzen, die Perle unter den Städten des einstigen Sechsstädtebundes. Eine flüchtige Stunde noch, — dann hängt Gottvater seinen Sternenmantel über die alte Stadt, die weite Heide und die Hügel und Berge, die sich vor der Nacht wie ängstliche Kinder ducken.

—:—

Aus dem alten Postleben.

Als im Jahre 1684 die ersten fahrenden Posten in Deutschland, die Fahrpost zwischen Leipzig und Nürnberg, eingerichtet wurden, führte die Leipziger Kaufmannschaft bei der sächsischen Regierung über diese Einrichtung Beschwerde, daß die Reisenden klagten, „wie dabey nicht allein so liederliche Wagen, sondern auch oftmal verhoffene und unguete Postillons dabey wären, durch die die Passagiers verwahrloset und immer umgeschmissen würden. Insonderheit sei es am sogenannten Bundes Dorfes Hermsdorf, ein alter, schöner passieret würde, gefährlich, indem die Wagens leyne Paternen nit hätten.“ Worauf der Oberpostmeister Jakob Rees folgendes entgegnete: „Wenn die Passagiere nit umgeschmissen seyn wolleten, so möchten sie an dieser Stelle beim Hungerberge aufsteigen und beßer gehen. Lichter und Paternen könneten die Postillons ja nit mitführen.“